

BENJAMIN ZIEMANN

GEWALT IM
TÖTEN
ERSTEN
ÜBERLEBEN
WELTKRIEG
VERWEIGERN



KLARTEXT

Benjamin Ziemann – Gewalt im Ersten Weltkrieg

Benjamin Ziemann

Gewalt im Ersten Weltkrieg

Töten – Überleben – Verweigern

Titelabbildung:

»Posten im Vorgelände«, 2. Landwehrdivision, Argonnen, Nähe Gesnes,
vermutlich zweite Jahreshälfte 1917. Bildquelle: Bibliothek für Zeitgeschichte
in der Württembergischen Landesbibliothek, Stuttgart, KönigsA-1

1. Auflage Dezember 2013

Satz und Gestaltung:

Klartext Medienwerkstatt GmbH, Essen

Umschlaggestaltung:

Volker Pecher, Essen

Druck und Bindung:

Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

ISBN 978-3-8375-0887-1

Alle Rechte vorbehalten

© 2013 Benjamin Ziemann

© Klartext Verlag, Essen 2013

www.klartext-verlag.de

Inhalt

1. Der Erste Weltkrieg als ein Laboratorium der Gewalt. Einleitung	7
I. Gewaltpraktiken	
2. Die Soldaten des Ersten Weltkrieges: Töten, Überleben, Diskurse der Gewalt	24
3. Die Kriegsbereitschaft deutscher Soldaten 1914	44
4. Ernst Jünger: Praktiker und Beobachter des Tötens	63
II. Gewaltverweigerung	
5. Fahnenflucht im deutschen Heer 1914–1918	92
6. Enttäuschte Erwartung und kollektive Erschöpfung. Die deutschen Soldaten an der Westfront 1918 auf dem Weg zur Revolution	120
7. Die deutsche Armee im Herbst 1918 – ein verdeckter Militärstreik? . . .	134
III. Gewaltverarbeitung	
8. Die Weimarer Republik – eine brutalisierte Gesellschaft?	156
9. Die verzögerte Abkehr von der Gewalt. Hermann Schützingers Wandlung zum Pazifisten	173
10. »Etappenmilitarismus«. Reden über den Krieg in militärkritischen Bestsellern der Weimarer Republik	198
Anmerkungen	221
Abkürzungen	273
Abbildungsnachweis	274
Danksagung	275

1. Der Erste Weltkrieg als ein Laboratorium der Gewalt.

Einleitung

Wenn etwas für die Geschichte des Ersten Weltkrieges von immenser Bedeutung ist, dann ist es sicherlich die Praxis der Gewalt. Um das zu verstehen, genügt bereits ein kurzer Blick auf die Zahlen der Getöteten, Verwundeten sowie der in vielen Formen und Graden Verstümmelten und damit auf Dauer körperlich Versehrten. Allein in Deutschland wurden während des Krieges 2.037 Millionen Soldaten getötet und etwa 4.8 Millionen von ihnen verwundet, viele davon mehrfach.¹ Rund 700.000 deutsche Soldaten wurden als dauerhaft »dienstunbrauchbar« aus der Armee entlassen. Knapp 90.000 von ihnen gehörten als »Verstümmelte« zu den schwerbeschädigten Kriegsinvaliden, die durch die Amputation von Gliedmaßen oder schwerste Gesundheitsstörungen dauerhaft durch den Krieg gezeichnet waren.² Kriegs-Gewalt ist ein komplexes Aggregat von Strategien, Handlungen und technischen Vorrichtungen, die im Wesentlichen auf die körperliche Verheerung des Gegners zielen. Wie kein anderer Krieg zuvor schürte der Erste Weltkrieg zugleich kollektive Emotionen und intensiviert nationale Feindbilder und Stereotypen, mit und ohne die Unterstützung staatlicher Propaganda. Industriearbeiter, Bauern und Frauen wurden auf breiter Front für den Kriegseinsatz mobilisiert, während Schriftsteller, Intellektuelle und Professoren hochtrabende (und im Nachhinein oft nachgerade lächerlich anmutende) Begründungen für die Gerechtigkeit des Kriegseinsatzes der eigenen Nation entwarfen. Politiker und Unternehmer bemühten sich, die Organisation der für den Krieg nötigen Ressourcen sicherzustellen. Selbst in den Schulen wurden die Kinder angehalten, durch Sammlung von Rohstoffen und das Aufsagen patriotischer Gedichte zum Krieg beizutragen.³ All das bedeutete nichts weniger als den Versuch, die gesamte Gesellschaft für den Krieg zu mobilisieren und damit zugleich die Grenzen zwischen ziviler Gesellschaft und militärischer Gewaltorganisation einzuebnen. Historiker haben sich angewöhnt, dafür den Begriff des »totalen Krieges« zu benutzen.⁴

Der Erste Weltkrieg als »totaler« Krieg

All das sind wichtige Fragestellungen und Forschungsinteressen, die unser Bild vom Ersten Weltkrieg fundamental verändert haben. Deshalb stehen heutzutage nicht mehr nur die Kriegsziele der Diplomaten und Militärs im Zentrum – wie im Gefolge der Kontroverse um die Thesen von Fritz Fischers »Griff nach der Weltmacht« in den 1960er und 1970er Jahren – oder die sozialökonomischen Konturen der »Klassengesellschaft im Krieg«, welche die historische Forschung in den 1970er und 1980er Jahren beschäftigt haben.⁵ Seit den 1990er Jahren entwickelte sich zudem eine Menta-

litäts- und Erfahrungsgeschichte des Ersten Weltkrieges. Sie knüpfte an Arbeiten aus der Literaturwissenschaft wie die von Paul Fussell und Bernd Hüppauf an. Diese und andere Autoren hatten mit großer Klarheit die Frage gestellt, ob der Schock und die traumatische Zäsur des Weltkrieges zur Konstituierung und Formierung von Subjektivität beitrugen und in welchen symbolischen Formen sich diese Suche nach einem mit dem Krieg kompatiblen Subjekt vollzog.⁶ Mit mentalitätsgeschichtlichen Fragestellungen ließ sich erhellen, wie Einzelne und verschiedene soziale Gruppen (etwa Soldaten an der Front oder bürgerliche und bäuerliche Familien in der Heimat) die Mobilisierung für den Krieg gedeutet und verarbeitet haben. Dabei gerieten auch und gerade die medialen Formen in den Blick, welche diese Verarbeitung überhaupt erst strukturierten und damit ermöglichten, wie etwa die millionenfach verschickten Feldpostbriefe, die Amateurfotografie oder die Bildpostkarten.⁷ Mit einer Kombination dieser Fragestellungen und Methoden ist es heute möglich, eine multiperspektivische Darstellung des Ersten Weltkrieges als einer tiefgreifenden Krise der bürgerlichen Gesellschaft zu schreiben. Dabei wird die Überformung und Erosion zivilgesellschaftlicher Bindungen durch die Belastungen des Kriegsalltages deutlich. Roger Chickering hat dies unlängst in einer faszinierenden Lokalstudie am Beispiel von Freiburg im Breisgau exemplarisch demonstriert.⁸

Es kommt hier nicht darauf an, dies weiter zu vertiefen und einen umfassenden Einblick in die Forschungen zum Ersten Weltkrieg zu geben. Deshalb sei hier nur ganz pauschal auf die neuere Welle von kulturhistorischen Ansätzen verwiesen, die seit den 1990er Jahren zu vielen verschiedenen Themen vorgelegt worden sind. Damit ist eine vergleichende Kulturgeschichte Europas 1914–1918 entstanden.⁹ In diesem Band jedoch liegt der Fokus auf Entwicklungen in Deutschland. Und gerade für die deutsche Historiografie zum Ersten Weltkrieg lässt sich festhalten, dass die Praxis der Gewalt lange Zeit bestenfalls am Rande zum Thema wurde. Die traditionelle, zumeist in amtlichem Auftrag betriebene Militärgeschichte der Zwischenkriegszeit fand nach 1945 zunächst eine relativ ungebrochene Fortsetzung. Sie erschöpfte sich weitgehend in der Darstellung strategischer und militärpolitischer Fragestellungen, welche sie aus großer Flughöhe beschrieb.¹⁰ Dabei sollte nicht übersehen werden, dass die Militärgeschichte bereits seit den 1920er Jahren nicht mehr nur auf die Perspektive der Offiziere und Generalstäbe beschränkt war. Gerade das Reichsarchiv, die für die Sammlung militärischen Schriftgutes 1919 gegründete und formell dem Reichsinnenministerium unterstehende Institution, entwickelte wichtige Ansätze zur archivischen Sicherung und Auswertung von Selbstzeugnissen einfacher Mannschaftssoldaten. Damit entfaltete sich bereits frühzeitig eine »Militärgeschichte von unten«, welche den Erlebnissen der Soldaten Raum gab.¹¹ Diese beschränkte sich allerdings auf die Darstellung des Frontgeschehens in populären Genres wie der viel gelesenen Reihe zu den »Schlachten des Weltkrieges«. Analytischen Tiefgang oder gar eine Fokussierung auf die Praxis der Gewalt ließ dieser Ansatz völlig vermissen.

So war die Analyse der Gewalt im Ersten Weltkrieg, ihrer Formen, Kontexte und Auswirkungen, lange Zeit bestenfalls in Randbereichen der akademischen Geschichts-

wissenschaft angesiedelt. Dazu zählten zum einen kulturhistorisch arbeitende Germanisten, die sich mit der literarischen Verarbeitung des Weltkrieges beschäftigten. Dabei stießen sie zwangsläufig etwa auf die Schriften von Ernst Jünger, in denen dieser die im Schützengraben ausgeübte Gewalt zum Auftakt einer neuen, technologisch bestimmten Moderne verklärte (vgl. Kap. 4).¹² Ein anderes wichtiges Feld, in dem die Gewalt der Materialschlachten frühzeitig zum Thema wurde, war die Geschichte psychologischer Erkrankungen und Traumata von Soldaten und Offizieren. Zu deren Beschreibung hatten sich unterschiedliche Termini eingebürgert, die jene Psychiater und Psychoanalytiker verwendeten, die bei der Therapie dieser Symptome miteinander konkurrierten. Dazu zählten etwa »Shell Shock« in Großbritannien und »Kriegsneurose« in Deutschland und der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie. Die ersten Arbeiten zu diesem Thema fokussierten sich dabei auf die Gewalt, die von jenen Psychiatern selbst ausging, die ihre Patienten mit Elektroschocks und Hungerkuren mehr malträtierten als therapierten.¹³ Bald richtete sich der Blick aber auch auf jene erschütternden Gewalterfahrungen, die in den nervenärztlich definierten Krankheitsbildern zum Vorschein kamen.¹⁴

In dieser Perspektive ging es in der Regel um die Soldaten als Opfer einer übermächtigen, von Distanzwaffen wie Artillerie oder Maschinengewehr ausgehenden Gewalt. In ihrer Rolle als Täter wurden die Soldaten des Ersten Weltkrieges so kaum sichtbar. Ausnahmen bestätigen diese Regel. So hat der Historiker Bernd Ulrich etwa eindringlich auf Paul Plaut (1894–1960) hingewiesen, einen jüdischen Mediziner und Psychologen, der mit seinem »psychographischen« Ansatz zu den Außenseitern der Weimarer Psychologie zählte und 1938 vor den Nazis nach England fliehen musste.¹⁵ Auf der Grundlage von Fragebögen, die er während des Krieges an Soldaten im Feld verteilt hatte, bis die militärische Zensur dieses Vorhaben unterband, legte Plaut 1920 eine »Psychographie des Kriegers« vor. Anhand dieser Unterlagen diskutierte Plaut auch die Frage, ob moralische oder religiöse Einstellungen das Verhältnis der Soldaten zum Akt des Tötens beeinflussten. Seine Antwort war negativ. Moralische Reflexionen kamen, so Plaut, »als Hemmungen nicht in Betracht«, weil »der Soldat das Töten nicht als Töten im Augenblick des Handelns empfindet«. Erst im Nachhinein stellte sich bei einigen Männern »eine Art moralischen Katers« ein, der aber bald durch die »Gewohnheit überbrückt« wurde. Das Töten im Ersten Weltkrieg war demnach vor allem durch die zunehmende Routine einer tagtäglich ausgeübten Praxis geprägt.¹⁶

Fragen der historischen Analyse von Kriegs-Gewalt

Eine direkte Erörterung der Tötungsgewalt setzte gerade in der deutschen Militärgeschichte somit erst auf Umwegen und eher mittelbar ein. Dies geschah, als seit Anfang der 1990er Jahre die Verbrechen der Wehrmacht im Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion ab 1941 in neuer Weise zum Thema wurden. Beispielhaft sei hier etwa auf die Arbeiten von Omer Bartov zur starken ideologischen Motivation der Wehrmachtstäter verwiesen.¹⁷ Im Jahr 1995, als die öffentliche Kontroverse um die Wehrmachtst-

soldaten gerade einem ersten Höhepunkt entgegenstrebte, veröffentlichte der in den USA lehrende Militärhistoriker Michael Geyer einen wegweisenden Aufsatz. Darin forderte er eine »Kriegsgeschichte, die vom Tod spricht«, und damit auch und gerade vom massenhaften Töten, das im Zentrum des Krieges steht. In bewusst lakonischen Formulierungen skizzierte Geyer das Programm einer Geschichte der neuzeitlichen Kriege, welche diese im Kern als das »System, den Akt und die Folgen des Tötens und Getötet-Werdens« versteht. Eine solche »Geschichte organisierter Tötungsgewalt«, darauf beharrte Geyer, wäre nur dann möglich und »nur dann erträglich, wenn sie sich der Bedingungen des Überlebens« im Krieg vergewissere. Dies zum einen aus praktischen Gründen, denn jedes Gefecht und jede Schlacht produziere nicht nur Tote, sondern eben auch Verwundete und andere, unversehrte Überlebende. Darüber hinaus seien aber, so Geyer, auch Fragen des Erzählens und Erinnerns der Gewalt für diese Maxime leitend. Schließlich seien es nur »die Überlebenden, welche die Geschichte der Toten schreiben können«. ¹⁸ Die Geschichte des Krieges als eine Geschichte der Tötungsgewalt ist somit auch als eine Arbeit an der kollektiven Erinnerung derjenigen definiert, die im Krieg starben, und als eine Auseinandersetzung mit jenen Zeitgenossen, die ihre Geschichte erzählten.

Dieses Programm einer Kriegsgeschichte als Geschichte der organisierten Tötungsgewalt wirft unmittelbar zwei wichtige Fragen auf. Zum einen geht es um das Verhältnis von qualitativen und quantitativen Zugängen zur Analyse der Gewalt. Auf der einen Seite stehen jene, für die sich die Analyse der Gewalt weitgehend in einer »dichten Beschreibung« derjenigen Situationen erschöpft, in denen Gewalt ausgeübt wird. Gewalt erscheint damit als ein Interaktionszusammenhang, oder, sehr überspitzt formuliert, als ein Handgemenge, in dem auf kurze Distanz gehauen, gestochen oder geschossen wird. ¹⁹ Besonders plastisch wird dieser Ansatz in manchen Veröffentlichungen des Soziologen Wolfgang Sofsky. Dieser beschreibt die Realität des Gefechts als einen »Angriff auf die Sinne«, versetzt den Leser auf anschauliche Weise – offenbar in enger Anlehnung an John Keegans berühmte Beschreibung des ersten Tags der Somme-Schlacht – mitten hinein in einen »Sturmlauf«, und beschreibt dann in ebenso klinischer wie grausam anmutender Detailgenauigkeit die »Wunden«, welche Kugeln und Artilleriegeschosse anrichteten. ²⁰ Kein Zweifel: solche Beschreibungen helfen, die blutige Realität des Schützengrabenkrieges nachzuempfinden und Empathie mit den Opfern zu entwickeln. Problematisch ist allerdings, dass dieser Ansatz gänzlich auf der Ebene der Beschreibung verbleibt und damit gerade in der Beschreibung der Opfer mehr einer »Fleischschau« ähnelt. ²¹ Über die sozialen Energien und Vergesellschaftungsprozesse, die dafür sorgten, dass Millionen von Männern über Jahre hinweg unter solchen Bedingungen weiter Gewalt ausübten, erfährt der Leser nichts außer dem lapidaren Hinweis, dass im Krieg die Gewalt zum »Selbstzweck« wird und damit selbst den »Willen zum Töten« erzeugt. ²² Was bei der Fokussierung auf die »dichte Beschreibung« von Gewalthandlungen nicht in den Blick kommt, ist die fundamentale Tatsache, dass Kriegs-Gewalt organisierte Gewalt ist. Sie wird nicht unmittelbar in der Interaktion der Kämpfen-

den erzeugt – sofern diese sich diese überhaupt einmal auf Blickweite nähern und wahrnehmen –, sondern nur durch das komplexe Gefüge des Militärs als Organisation möglich gemacht. Dieses stellt technische, personelle und institutionelle Ressourcen für die Ausübung von Gewalt bereit und muss diese immer wieder neu ergänzen.²³

Auf der anderen Seite stehen jene Forscher, die Gewaltphänomene in erster Linie quantitativ verstehen, als eine Zahl von Tötungsakten und Tötungsdelikten, die sich als Zahlenreihe dann auch im Zeitablauf verfolgen und miteinander vergleichen lassen. Ein prominentes Beispiel für diese Art des Zugriffs hat unlängst der in Harvard lehrende Psychologe Steven Pinker in seiner monumentalen Geschichte der Gewalt von den Anfängen der menschlichen Vergesellschaftung bis in die Gegenwart vorgelegt. Pinker ist darin um den Nachweis bemüht, dass es seit der Frühen Neuzeit einen langfristigen evolutiven Rückgang der Gewalt gegeben habe, der nicht anders als ein Zivilisationsprozess im Sinne von Norbert Elias zu bezeichnen sei.²⁴

Ein Markenzeichen von Pinkers Ansatz ist seine Entscheidung, die Zahl der tödlichen Opfer von Gewalt in der Geschichte auf die in der Mitte des 20. Jahrhunderts anzutreffende globale Bevölkerung zu beziehen. Nur so könne man, vor dem Hintergrund des explosiven demografischen Wachstums in den letzten Jahrzehnten, die epochale Bedeutung vergangener Kriege und Gewaltkomplexe angemessen verstehen. So berechnet, erscheint der Erste Weltkrieg bei Pinker in einer Liste der 21 opferreichsten Kriege der Weltgeschichte gerade einmal auf dem 13. Platz. Diese »Liste der schlimmsten Dinge straft« überhaupt, so Pinker, die »hergebrachte Weisheit Lügen, es habe im 20. Jahrhundert gegenüber dem friedlichen 19. einen Quantensprung der organisierten Gewalt gegeben.«²⁵ Nun ist es gewiss richtig, dass, zumindest gemessen am Prozentsatz der Todesopfer an der Gesamtbevölkerung, der Dreißigjährige Krieg von 1618 bis 1648 die Gesellschaften Mitteleuropas stärker verheert hat als der Erste Weltkrieg.²⁶ Dennoch darf nicht vergessen werden, dass die relativ wenigen Kriege des 19. Jahrhunderts in Europa weitgehend eingehegt blieben, während zum Kontext der Gewalt im Ersten Weltkrieg auch eine weitreichende Debatte über die zunehmende Eskalation von Gräueltaten gegen Zivilisten gehört. Zudem riefen die immensen Verluste, welche der Krieg ab 1914 unter den jungen männlichen Eliten der Studenten hinterließ, nicht nur in Großbritannien eine lebhafte Debatte über die »verlorene Generation« hervor.²⁷ Steven Pinker macht es sich also zu einfach, wenn er die Bedeutung des Ersten Weltkrieges als einer Epochenschwelle in der Ausübung der Gewalt relativieren will, und zwar gerade im Hinblick auf die Wahrnehmung der Zeitgenossen, die einen solchen Einschnitt thematisierten und konstruierten. Ungeachtet vieler Mängel seines Arguments im Detail heißt dies jedoch nicht, dass eine quantitative Analyse der Gewalt per se falsch oder unseriös wäre.²⁸ Vielmehr gilt es, qualitative und quantitative Ansätze miteinander zu verbinden. Wie viele Menschen getötet wurden und mit welchen Gewaltmitteln ist ebenso wichtig wie die Frage, in welchen Kontexten sie getötet wurden, und ob die Täter dabei spezifische Motive verfolgten oder nur aus Routine handelten.

Die zweite wichtige Frage ist die nach der Definition von Gewalt. Das mag als eine rein akademische Angelegenheit erscheinen, ist es aber nur zum Teil. Der Soziologe Heinrich Popitz hat in einem zuerst 1986 erschienenen Buch vorgeschlagen, Gewalt zu verstehen als eine »Machtaktion, die zur absichtlichen körperlichen Verletzung anderer führt«.²⁹ Das erscheint auf den ersten Blick lapidar, ist jedoch tatsächlich eine folgenreiche Setzung. Denn diese Definition richtet das Interesse auf die Verheerung der Körper und damit zugleich auf die »äußerste Grenze« und das »Definitivum aller Gewalt«, das im Akt des Tötens liegt.³⁰ Damit erscheinen Zusammenhänge in anderem Licht, die man auch als Teil der Gewaltgeschichte des Ersten Weltkrieges begreifen mag. Dazu zählt etwa die Zerstörung von Landschaften und städtischen Räumen, welche Artilleriegeschosse in Schutt und Asche legten.³¹ In einigen Fällen sind Gebäude von besonderer kultureller Bedeutung zu Ikonen der Gewalt im Ersten Weltkrieg geworden, da ihre Zerstörung als ein besonders brutaler Akt der Barbarei erschien. Wichtige Beispiele dafür sind etwa die deutsche Beschießung der gotischen Kathedrale von Reims am 19. September 1914 oder der Fall der Universitätsbibliothek im flandrischen Leuven (auf Deutsch: Löwen), welche deutsche Truppen in der Nacht vom 25. zum 26. August in Brand steckten und zerstörten.³² Beide Ereignisse avancierten in der Weltöffentlichkeit rasch zu einem Fanal und wichtigen Symbol, das die angeblich tief verwurzelte Brutalität und Kulturlosigkeit der deutschen Kriegführung grell beleuchtete. Dabei kamen in keinem der beiden Gebäude Menschen zu Schaden, auch wenn die Zerstörung der Bibliothek im Kontext weitreichender Gewaltexzesse des deutschen Militärs gegen Zivilisten geschah, denen insgesamt 248 Bürger von Leuven zum Opfer fielen.³³ Es ist gewiss kein Zufall, dass diese beiden symbolträchtigen Fälle sich schon in den ersten Wochen des Krieges ereigneten und dann so breit rezipiert wurden. Bereits aus der Perspektive des Jahres 1918, nach dem Tod von Millionen von Soldaten, erscheint die Zerstörung beider Gebäude eher als eine Art von Kollateralschaden.

Popitz zufolge gilt es, den Begriff der Gewalt nicht »zu dehnen und zu zeren, wie es üblich geworden ist«.³⁴ Warum dies nötig ist, verdeutlicht eine neuere, wichtige Studie von Heather Jones, die den Umgang mit Kriegsgefangenen in Deutschland, Frankreich und Großbritannien erörtert. Einleitend skizziert die Autorin eine bewusst recht breit gehaltene Definition des Begriffs der Gewalt, die neben der Benutzung auch die »Androhung« physischer Gewalt umfasst. Unter der Hand wird diese breite Definition in der Darstellung dann nochmals erheblich ausgeweitet. Als »violent behaviour« zählt es für Jones somit auch, wenn französische und britische Kriegsgefangene im September 1914 in Torgau von einer aufgebracht Menschenmenge mit Beschimpfungen empfangen wurden, und eine alte Frau gleich drei Mal in ihre Richtung spuckte.³⁵ Das gleiche gilt für einen Vorfall in Köln, bei dem Zivilisten mehrere Eimer mit kaltem Wasser über britische Kriegsgefangene ergossen.³⁶ Nun gibt es keinen Zweifel daran, dass die betroffenen britischen und französischen Soldaten und Offiziere ein solches Verhalten als ausgesprochen demütigend begreifen konnten. Denn es widersprach dem Kodex für die ehrenvolle Behandlung von Kriegsgefangenen, der eigentlich auch

unabhängig von den rechtlichen Normierungen der Haager Landkriegsordnung gelten sollte. Es ist dennoch wenig sinnvoll, jedes öffentlich benutzte Schimpfwort oder Anbrüllen gleich als »verbale« Form der Gewalt neben die physische Attacke zu stellen.³⁷ Eine solche inflationäre Ausdehnung des Gewaltkonzeptes ist deshalb problematisch, da sie die »Verletzungs-Offenheit« (Popitz) des menschlichen Körpers als eine Grundtatsache des Sozialen ignoriert.³⁸ Sich gegenseitig zu beschimpfen oder zu bespucken gehörte um 1900, je nach kulturellem Kontext zumindest abseits der Oberschichten, zum Alltag vieler Menschen in Europa.

Spucke lässt sich allerdings von der Wange abwischen. Eine Kugel im Bauch ist jedoch zumeist tödlich, oder sie hinterlässt zumindest eine bleibende Wunde. Nur im Krieg wurde und wird jene Grundbedingung moderner Gesellschaften systematisch außer Kraft gesetzt, nach der drastische Sanktionen riskiert, wer andere Menschen gezielt verletzt oder tötet. Die »Kriegszeit« ist, so hat Wolfgang Sofsky eindringlich formuliert, »die einzige Zeit, in der das Überleben durch eigenhändiges Töten jeden Tag gefordert wird.«³⁹ Beschreibt man bereits das Beschimpfen von Kriegsgefangenen pauschal als »verbale Gewalt«, gerät deshalb auch ein anderer, überaus wichtiger Aspekt der Kriegsgefangenschaft aus dem Blick. Er galt im Ersten Weltkrieg zumindest für britische und französische sowie deutsche Gefangene in den Händen der westlichen Alliierten: ihre Schutzfunktion für das Leben der Gefangenen. Denn mit gewissen Unterschieden zwischen diesen Ländern lag die Todesquote der Kriegsgefangenen – hervorgerufen durch Krankheit, Unterernährung, und zu einem ganz geringen Prozent- oder besser Promillesatz auch durch körperliche Attacken seitens der Gewahrsamsmacht – im Schnitt der vier Kriegsjahre weit unter der durchschnittlichen Todesrate der aktiven Soldaten. Ein Beispiel: etwa 7.5 Prozent aller Franzosen in deutscher Kriegsgefangenschaft starben, die weitaus meisten von ihnen im Gefolge der dramatisch verschlechterten Ernährungslage im Reich. Die Todesrate der aktiven französischen Soldaten lag dagegen bei knapp 17 Prozent.⁴⁰ Diese Schutzfunktion der Gefangenschaft wird noch deutlicher, wenn man den statistischen Befund durch die subjektive Wahrnehmung ergänzt: Ungeachtet der Beschimpfungen und gelegentlichen Misshandlungen, die deutsche Soldaten in alliierter Gefangenschaft erleiden mussten, gibt es auch aus dem dritten und vierten Kriegsjahr zahlreiche Selbstzeugnisse aus ihrer Feder, welche die Vorzüge der Gefangenschaft – ein Leben in Sicherheit vor Tod und Verwundung – in bunten Farben ausmalten und ihren Verwandten und Kameraden empfahlen, sich nach Möglichkeit bald gefangennehmen zu lassen.⁴¹

Plakative Thesen und ihre Probleme

Das seit den 1990er Jahren vermehrt einsetzende Interesse an der Gewaltgeschichte des Ersten Weltkrieges hat recht bald dazu geführt, dass vor allem angelsächsische Historiker mit sehr plakativen Thesen an die Öffentlichkeit traten. Zwei Beispiele dafür seien kurz genannt. Zum einen das Buch über »Face-to-Face-Killing in Twentieth-Century Warfare«, das die in London lehrende Historikerin Joanna Bourke 1999

veröffentlichte.⁴² Auf der einen Seite ist dies der erste, zugleich mutige und wichtige Entwurf einer Militärgeschichte, die das Töten ins Zentrum stellt. Bourke analysiert die imaginären Vorstellungen und Fantasien, welche den Soldaten ein Skript liefern, an dem sie sich bei ihrer Arbeit im Gefechtsfeld orientieren konnten. Und sie beschreibt die Rolle der Militärgeistlichen und Militärpsychiater. Diese kümmerten sich um die Bewältigung moralischer Zweifel und psychischer Traumata, welche sich bei manchen Soldaten einstellten.⁴³ Auf der anderen Seite stellt Bourke zwei ebenso plakative wie fragwürdige Behauptungen in den Raum. Vor allem an Beispielen aus der britischen und amerikanischen Armee im Ersten und Zweiten Weltkrieg entfaltet sie ihre Kernthese, der zufolge viele Soldaten Gefühle der Freude oder gar des Vergnügens beim Töten entwickelten. Dieses »enjoyment of killing« war Bourke zufolge eine wichtige Antriebskraft für die Dynamik der Zerstörung, die sich in beiden Weltkriegen zeigte.⁴⁴ Problematisch ist zum anderen ihre Fokussierung auf das Töten von Angesicht zu Angesicht, in der direkten Interaktion zwischen den Soldaten. Wie wir unten genauer zeigen, spielten mit der Hand und im Angesicht des Gegners geführte Waffen jedoch für das Töten im Ersten Weltkrieg praktisch überhaupt keine Rolle (vgl. Kap. 2). Gewiss gab es manche Soldaten, die das Töten dennoch vor allem als einen Kampf Mann gegen Mann imaginierten und dabei ihre Fantasie spielen ließen.⁴⁵ Allerdings gab es noch sehr viel mehr Soldaten, die mit Ernüchterung feststellen mussten, dass die Praxis des Tötens weitgehend von der Technik reguliert wurde, und zwar in erster Linie von der Artillerie als der Hauptwaffe des Ersten Weltkrieges. Zu ihnen zählte nicht zuletzt Ernst Jünger, dessen Name in der Regel mit dem Töten von Hand assoziiert wird (vgl. Kap. 4).

Ein anderer Historiker, der zu ebenso plakativen wie pauschalen Behauptungen neigt, ist der in Harvard lehrende Brite Niall Ferguson. In seinem ebenfalls 1999 erschienenen Buch »Der falsche Krieg« stellt er ein Argument vor, das mit Joanna Bourkes erster These übereinstimmt. Ferguson diskutiert die Bedeutung positiver Faktoren für die soldatische Motivation zum Durchhalten. Dabei postuliert er zum einen, dass »viele Soldaten einfach Spaß am Töten [hatten]«. ⁴⁶ Daneben bemüht Ferguson aber auch die Theorie eines »Todestriebes« in der Form, in der Sigmund Freud sie erstmals während des Ersten Weltkrieges entwickelt und dann in seiner Schrift »Jenseits des Lustprinzips« 1920 systematisiert hatte. Diese Theorie scheint Ferguson gut geeignet, um »die Bereitschaft von Millionen von Männern zu erklären, viereinhalb Jahre mit Töten und Sterben zu verbringen.« ⁴⁷ Das Problem solch pauschaler Thesen ist noch nicht einmal so sehr, dass als »Beleg« nur eine winzige Zahl von Zeugnissen angeführt wird, die in keinem Verhältnis zu den Millionen von Soldaten steht, für die sie angeblich Zeugnis ablegen sollen. Das Problem liegt auch nicht so sehr darin, dass sich unter diesen wenigen »Hinweisen« auf mögliche Quellen mit Ernst Jüngers »In Stahlgewittern« ein Text findet, dessen Charakter als literarische Stilisierung im Lichte einer radikal veränderten Quellenlage zu Jüngers Kriegserlebnis heute besser zu erkennen ist als noch 1999. ⁴⁸ Hinreichende Belege dafür, dass Jünger von einem Todestrieb zum Töten motiviert wurde, gibt es im Übrigen weder in »In Stahlgewittern« noch in

den originalen Kriegstagebüchern (vgl. Kap. 4). Das eigentliche Problem der Erklärung des Tötens im Ersten Weltkrieg durch einen »Todestrieb« liegt darin, dass sie historisches Verstehen sowohl unnötig als auch unmöglich macht. Unmöglich deshalb, weil sich die Existenz eines psychodynamisch und vielleicht auch somatisch grundierten Triebes mit den Mitteln der historischen Erkenntnis – also der methodisch geregelten Quellenkritik von Texten und Bildern – weder nachweisen noch widerlegen lässt. Unnötig deshalb, weil das Postulat eines »Triebes« das andere wichtige Instrument des Historikers – die methodisch kontrollierte Kontextualisierung der durch Quellen gewonnenen Einblicke in die Vergangenheit – per definitionem überflüssig macht. Ein Trieb wirkt, auch ohne dass die situativen und wechselnden Kontexte, welche die Handlungsoptionen historischer Akteure begrenzen, systematisch in Betracht gezogen werden müssen. Warum sollte man diese Kontexte dann noch einer genauen Analyse unterwerfen, indem man das Schlachtfeld oder die verschiedenen Mittel des Tötens beschreibt?

Es sollte deutlich geworden sein, warum solch plakative und pauschale Thesen zur Gewalt im Ersten Weltkrieg das historische Verstehen eher behindern denn befördern. Dasselbe gilt für schief angesetzte Metaphern, mit denen die verschiedenen Erscheinungsformen der Gewalt von 1914 bis 1918 zu einem prägnanten Bild gebündelt werden sollen. So erscheint es nur bedingt hilfreich, den Ersten Weltkrieg als eine »Orgie der Gewalt« zu bezeichnen.⁴⁹ Denn die Metapher der »Orgie« suggeriert doch, dass eine Mehrzahl, wenn nicht gar alle zumindest der als Täter an der Ausübung von Gewalt beteiligten Personen dabei Lust verspürten oder gewannen. Das jedoch ist eine empirisch nicht gedeckte Unterstellung. Sie blendet die breit belegten Momente der Desillusionierung und Verstörung, der Erbitterung und der Schuldgefühle ebenso aus wie das manifeste psychische Trauma und das »Stigma der Gewalt«, das an jenen haftete, die im Krieg getötet hatten.⁵⁰

Ein Laboratorium der Gewalt

Wenn man zu einer Metapher greifen will, bietet es sich vielleicht an, den Ersten Weltkrieg als ein Laboratorium der Gewalt zu interpretieren. Denn die Armeen aller beteiligten Nationen versuchten während des Ersten Weltkrieges, sich auf die Bedingungen des industrialisierten Krieges einzustellen. Dabei experimentierten sie zum einen mit neuen Waffensystemen wie dem Giftgas, dem Panzer oder der Bombardierung aus der Luft. Aber auch die Praxis des Gefechts veränderte sich. Um der Realität des Schützengrabenkrieges gerecht zu werden, erprobten die Armeeführungen stärker flexibel angelegte Formen der Verteidigung sowie neue Techniken des Angriffs, wie das deutsche Heer mit der Innovation der Stoßtrupptaktik demonstrierte (vgl. Kap. 4).⁵¹

Mit der Metapher des Laboratoriums lässt sich zugleich betonen, dass die Dynamik der Gewalt von 1914 bis 1918 nicht einem festen Plan oder Schema folgte, sondern durchaus kontingent und in ihrem Ausgang offen war. Kaum etwas belegt dies besser als das »endgame« der deutschen Kriegführung, die Offensiven im Frühjahr 1918.

Anfänglich brachten sie dramatisch anmutende Geländegewinne, die nicht nur aus der Perspektive der Generäle vorteilhaft mit der jahrelangen Stagnation des Grabenkrieges kontrastierten. Doch bereits seit dem Sommer, als weitere Erfolge ausblieben, erfolgte eine sukzessive Auflösung des Heeres an der Westfront. Dass Hunderttausende von deutschen Soldaten sich in einem »Militärstreik« eigenmächtig auf den Weg nach Hause machten und damit maßgeblich zur Beendigung des Krieges beitrugen, dies konnten noch im Frühjahr 1918 nur wenige hellseherische Beobachter vorhersehen (vgl. Kap. 6 und 7).

Einer solchen, die Kontingenz und Offenheit der Entwicklungen vor und nach 1918 betonenden Lesart stehen Interpretationen entgegen, welche die Kontinuität zum Zweiten Weltkrieg als einem genozidalen Krieg und damit auch zum Holocaust betonen. Die Metapher des Laboratoriums der Gewalt weist in dieser Lesart darauf hin, dass die Kriegführung der Jahre 1914–1918 Praktiken und Elemente jener Eskalation der Gewalt vorwegnahm, die ab 1939 zur gezielten Zerstörung ganzer Länder und zur Auslöschung von Minderheiten wie den Juden führte. Ein Beispiel für solche Kontinuitätsannahmen sind etwa die Arbeiten von Omer Bartov, in denen er die Imagination der Gewalt im Zeitalter der totalen Kriege verfolgt. Bartov behauptet in diesem Zusammenhang unter anderem, dass der Holocaust »the almost perfect reenactment of the Great War (and its own imagery of hell)« gewesen sei, wobei mit »reenactment« sowohl die Wiederholung als auch das Nachstellen und Nachspielen einer früheren Szenerie gemeint sein kann. Der einzige wichtige Unterschied bzw. die einzige wichtige »Korrektur« habe im Holocaust darin gelegen, dass nunmehr »alle Täter auf der einen Seite standen, und alle Opfer auf der anderen Seite.« Ansonsten hätte es alle anderen Elemente dieses Syndroms der totalen Gewalt bereits im Ersten Weltkrieg gegeben: »Stacheldraht, Maschinengewehre, verkohlte Körper, Gas, Uniformen, militärische Disziplin, Baracken.«⁵²

Dabei ist sich Bartov durchaus bewusst, dass es eine fundamentale Differenz gibt zwischen einem Krieg, in dem sich Soldaten nach bestimmten Regeln wechselseitig verletzen und töten, sowie einem Völkermord, der gerade durch die völlige Recht- und Wehrlosigkeit der Opfer gekennzeichnet ist. Sein Argument zielt wohl eher darauf, dass erst mit der Einführung eines durch Maschinen geprägten Schlachtfeldes die Tötung ganzer Völker und Volksgruppen denkbar und möglich wurde.⁵³ Doch diese Annahme ist in mehrfacher Hinsicht fragwürdig und falsch. Falsch deshalb, weil der Völkermord an den Armeniern 1915/16 zeigte, dass Genozide auch ohne den Einsatz von komplexer Technologie durchgeführt werden können. Fragwürdig deshalb, weil es sich kaum plausibel zeigen lässt, dass die Perzeption oder Imagination der Schlachtfelder des Ersten Weltkrieges die mörderische »Fantasie« jener NS-Planer anregte, die den Holocaust vorantrieben. Zudem geht mit dem Fokus auf technische Äußerlichkeiten wie Stacheldraht oder Uniformen eine wichtigere Frage verloren: In welchem Ausmaß nahmen die an der Gewalt des Ersten Weltkrieges beteiligten Täter ihre Gegner – Soldaten wie Zivilisten – als minderwertig wahr und verstanden den Krieg deshalb zugleich als einen Eingriff zur Umgestaltung ihrer Lebensverhältnisse?

Erst in dieser Perspektive lässt sich feststellen, ob und inwieweit die Moral der Täter des Vernichtungskrieges ab 1939 auf Wahrnehmungen und Ressentiments der Soldaten des Ersten Weltkrieges aufbaute bzw. diesen ähnelte (vgl. Kap. 3 und 4).⁵⁴ Ob Kontinuitätslinien möglicherweise in einer Glorifizierung der Gewalt nach 1918 liegen, wird unten in Kapitel 8 angesprochen.⁵⁵

Zur Struktur dieses Bandes

Die Kapitel dieses Bandes bieten weder eine pauschale These an, mit der sich die Dynamik der Gewalt im Ersten Weltkrieg bündig auf den Punkt bringen ließe, noch haben sie eine umfassende Erklärung für die Eskalation der Gewalt von 1914 bis 1918 parat. Das erste Ziel wäre aus den genannten Gründen unseriös, das zweite Ziel ist aus forschungspragmatischen Gründen unmöglich.⁵⁶ Der rote Faden der folgenden Kapitel liegt vielmehr im Bemühen um Differenzierung bei der Beschreibung und Analyse von Gewalt und Gewaltbereitschaft. Differenzierung ist dabei in verschiedener Hinsicht zu verstehen. Zunächst einmal zeitlich, etwa im Hinblick auf Unterschiede zwischen dem ersten und dem letzten Kriegsjahr. Dann aber auch sozial, zum Beispiel in Bezug auf Unterschiede zwischen Wehrpflichtsoldaten verschiedener sozialer Herkunft auf der einen Seite und Offizieren auf der anderen Seite.⁵⁷ Sodann gilt es auch, zwischen verschiedenen Räumen der Gewaltausübung zu differenzieren. Dabei ist zunächst an die Unterschiede zwischen der Westfront und der Ostfront zu denken, wobei sogleich darauf hinzuweisen ist, dass die Praxis der Gewaltanwendung im Osten – der »vergesenen Front« – trotz vielfältiger Hinweise auf dieses Desiderat immer noch schlecht erforscht ist.⁵⁸ Diskrepanzen in der Form und Bekämpfung der Gewaltverweigerung zwischen Ost und West lassen sich dagegen deutlicher erkennen (vgl. Kap. 5). Aber auch zwischen verschiedenen Abschnitten derselben Front gab es erhebliche Unterschiede in der Intensität und Praxis der Gewalt.

Ein weiterer Aspekt der Differenzierung in der Gewaltanalyse knüpft an die oben diskutierten Überlegungen von Michael Geyer an. Demnach ist es nötig, neben den Bedingungen des Tötens auch die des Überlebens in den Blick zu nehmen. Denn die Chance des Überlebens gehörte zu jenen Bedingungen, welche die Praxis des Tötens determinierten. Die Soldaten des Ersten Weltkrieges nahmen nicht an einer Kamikaze-Aktion teil, an deren Ende stets die notwendige Selbsterstörung stand. Sie orientierten sich vielmehr an Erwartungen darüber, ob und wann ihre Beteiligung am Kampf zu ihrem Überleben beitragen würde. Hinzu kommt ein Weiteres: zu jeder Armee im Krieg gehört auch die Geschichte derjenigen, die sich entweder von vornherein nur widerstrebend am Töten beteiligen, oder die bei einer sich bietenden Gelegenheit versuchen, sich dem Dienst an der Waffe und damit dem Töten und Getötet-Werden zu entziehen. Man kann diese Soldaten als »Kriegsunfreiwillige« (Michael Geyer) bezeichnen, im Unterschied zu jenen zumeist noch jungen Kriegsfreiwilligen, die sich vor allem im Sommer und Herbst des Jahres 1914 aus eigenem Antrieb zum Dienst an der Waffe meldeten.⁵⁹ Die Geschichte derjenigen Soldaten, die sich dem Mitmachen

an der Maschinerie der Gewalt entzogen, ob für kurze Zeit oder auf Dauer, ist immer noch ein bestenfalls marginales Thema in der Geschichtsschreibung und öffentlichen Wahrnehmung des Ersten Weltkrieges.⁶⁰

Dazu haben wohl vor allem zwei Dinge beigetragen. Zum einen die Tatsache, dass die Verweigerung der Soldaten nur in seltenen Ausnahmen in der spektakulären Form der Meuterei erfolgte. Solche Szenen des kollektiven Widerstands, in denen eine ganze Division oder gar Armee sich gegen ihre Vorgesetzten wandte und politisch-militärische Forderungen aufstellte, blieben im Ersten Weltkrieg eine seltene Ausnahme. Von den großen kriegführenden Mächten in der Mitte und im Westen Europas war bis zum Waffenstillstand nur die französische Armee davon betroffen, und zwar im Frühjahr 1917.⁶¹ Die »Kriegsunfreiwilligen« handelten also zumeist nicht als eine Gruppe mit klar umrissenem Profil und in »heroischen Akten« der Renitenz, sondern auf eigene Faust. Sie nutzten die Nischen und Scharnierstellen in dem bürokratischen Apparat der Millionen mobilisierenden Massenheere dazu, dem Militär »ein Schnippchen« zu schlagen und möglichst unbemerkt abzutauchen.⁶² Hinzu kommt zweitens, dass diese individuellen Verweigerer der Gewalt oft zu den marginalisierten Gruppen in den Nationalstaaten Europas gehörten: zu den oft illiteraten und nur aspekthaft in die Nation integrierten Kleinbauern oder zu den nationalen Minderheiten (vgl. Kap. 5). Ihr Verhältnis zur »Sprache der nationalen Verpflichtung«, welche die öffentliche Praxis und symbolische Repräsentation der Wehrpflicht im Krieg regelte, war also von vornherein gebrochen.⁶³ In der stets auf den Nationalstaat bezogenen Kriegserinnerung der Jahre nach 1918 hatten diese Gruppen deshalb keinen Platz. Nichts verdeutlicht dies besser als das Schicksal der Kriegserinnerungen des elsässischen Bauernsohnes Dominik Richert. Darin schildert Richert auch jenen Moment im Sommer 1918, als er, der von Beginn an ein »Kriegsunfreiwilliger« gewesen war, schließlich zu den Franzosen überlief. Das Manuskript lag über Jahrzehnte hinweg unbeachtet in einem deutschen Militärarchiv, bis der Historiker Bernd Ulrich es in den 1980er Jahren entdeckte und publizierte.⁶⁴

Aus diesen Überlegungen, in denen die Differenzierungen in der Praxis der Gewalt sowie die Verbindungen zwischen dem Töten, Überleben und Verweigern im Zentrum stehen, ergibt sich die Struktur des vorliegenden Bandes. Die Kapitel des ersten Abschnittes diskutieren *Gewaltpraktiken*. Dabei gibt es zunächst einen breit angelegten Überblick über die Kontexte, in denen sich das Töten und Überleben der Soldaten des Ersten Weltkrieges vollzog (Kap. 2). Dies geschieht in vergleichender Perspektive, welche die wichtigsten kriegführenden Nationen auf dem europäischen Kriegsschauplatz einbezieht. Neben nationalen Unterschieden werden dabei auch die übergreifenden Gemeinsamkeiten deutlich, die es in der Kriegsbereitschaft und in der sprachlichen Ausdeutung der Gewalt etwa bei Soldaten aus dem bäuerlichen Milieu oder der sozialistischen Arbeiterschaft in verschiedenen Ländern gab. Das folgende Kapitel fokussiert sich auf die Kriegsbereitschaft der deutschen Soldaten in den ersten Monaten des Krieges im Jahr 1914 und auf die vielen widersprüchlichen Erfahrungen, die sie in der ersten Begegnung mit der Realität des maschinisierten Krieges mach-

ten (Kap. 3). Dabei treten wichtige Unterschiede in der Perzeption des Gegners und potenziellen Opfers der Gewalt zwischen Ost und West hervor. Am Schluss dieses Abschnittes steht eine biografische Fallstudie zu Ernst Jünger als einem Praktiker des Tötens (Kap. 4). Der Kriegsfreiwillige und Stoßtruppelutnant Jünger ist in vielen Darstellungen zu einer Art Kronzeugen für Interpretationen geworden, welche die Radikalisierung der Gewalt im Ersten Weltkrieg zentral stellen. Wie bereits erwähnt, dienen dafür seine literarischen Schriften als Vorlage oder ›Materialgrundlage‹, insbesondere »In Stahlgewittern« (1920). Aufgrund der Veröffentlichung von Jüngers originalen Kriegstagebüchern besteht heute die Möglichkeit, einen neuen, zugleich distanzierteren und differenzierteren Blick darauf zu werfen, wie Jünger tatsächlich Tötungs-Gewalt ausübte und in seinem Nahumfeld beobachtete.

Im zweiten Abschnitt dieses Bandes rückt die *Gewaltverweigerung* in den Mittelpunkt. An erster Stelle steht dabei ein breit angelegter Überblick über die wichtigste Verweigerungsform im deutschen Weltkriegsheer, die Fahnenflucht oder Desertion, ihre Kontexte, Motive und praktischen Hindernisse (Kap. 5). Auch wenn eine exakte Bestimmung des Ausmaßes der Fahnenflucht nicht möglich ist, lassen die vorhandenen Zahlen erkennen, dass Desertion alles andere als ein marginales Phänomen war. Zugleich wirft ein wichtiger Quellenfund ein Schlaglicht auf die Tatsache, dass Gewaltverweigerung auch die Gegengewalt des militärischen Apparats provozierte. Denn im Kontext der Hinrichtung eines elsässischen Fahnenflüchtigen ließ ein Offizier 1917 durchblicken, dass solche Exekutionen häufig stattfanden, um potenzielle Deserteure abzuschrecken. Das folgende Kapitel konzentriert sich dann auf jenen Moment im Jahr 1918, in dem an der Westfront Gewaltbereitschaft in massenhafte Verweigerung umschlug (Kap. 6). Die Enttäuschung hochgespannter Erwartungen setzte unter den deutschen Truppen einen folgenreichen Prozess des Stimmungswandels in Gang, in dessen Gefolge nur noch der baldige Friede zählte. Im Kontext dieser Welle der Enttäuschung kam es zu einem »verdeckten Militärstreik« (Wilhelm Deist), der durch massenhafte individuelle Drückebergerei das deutsche Heer von innen aushöhlte. Doch diese Interpretation des Geschehens in den letzten Kriegsmonaten ist nicht unbestritten geblieben. Auf der Basis neu erschlossenen Quellenmaterials versuche ich deshalb, zu einer Klärung strittiger Fragen beizutragen und die genauen Konturen der Verweigerung im Herbst 1918 aufzuzeigen (Kap. 7).

Abschließend geht es um das Problem der *Gewaltverarbeitung*. Die Kapitel dieses Abschnitts werfen die Frage auf, in welcher Form die Gewalterfahrung des Weltkrieges die deutsche Gesellschaft nach 1918 prägte. Dabei geht es zunächst um die äußerst kontrovers diskutierte Frage der »Brutalisierung« der deutschen Veteranen in der Weimarer Republik (Kap. 8). Dieses Thema verbindet die Gewaltpraxis während des Krieges mit den Nachwirkungen und der Reintegration in die zivile Gesellschaft danach. Die »Brutalisierung« der Weimarer Gesellschaft und Kultur ist nicht zuletzt deshalb ein ebenso wichtiges wie kontroverses Thema, weil sie sich mit der Frage nach den Ursprüngen und Möglichkeitsbedingungen des Nationalsozialismus verbindet.⁶⁵ Politische Gewalt war eine Konstante der NS-Bewegung. Ob dies seine Ursprünge in

den Jahren 1914–1918 hatte, ist immer wieder zu fragen. Auch beim Thema Gewaltverarbeitung gilt es jedoch zu differenzieren. Pauschale Thesen über eine ganze Generation von Soldaten, die im Krieg brutalisiert worden seien, sind verfehlt. Denn eine erhebliche Zahl deutscher Kriegsteilnehmer unterstützte nach 1918 pazifistische Ziele. Auch das war allerdings nicht einfach eine unmittelbare Konsequenz des an der Front Erlebten, sondern setzte biografische Brüche und Lernprozesse voraus. Diesen Fragen geht eine biografische Fallstudie zu Hermann Schützinger nach (Kap. 9). Schützinger ist heute nur noch wenigen Experten ein Begriff. Ende der 1920er Jahre war er dagegen als moderater Sozialdemokrat und Führer des Reichsbanners in ganz Deutschland derart bekannt, dass Postkarten mit seinem Konterfei gedruckt wurden. Die pazifistische Abkehr von der Gewalt war in Schützingers Fall besonders langwierig und komplex, weil er als aktiver bayerischer Offizier in den Krieg gezogen war und an der Front bis kurz vor dem Waffenstillstand 1918 die militärische Karriereleiter weiter erklimmte.

An eine heute weitgehend vergessene Facette der Verarbeitung des Ersten Weltkrieges in Deutschland erinnert auch das letzte Kapitel dieses Bandes (Kap. 10). Es stellt zwei literarische Bestseller der zwanziger Jahre vor, die sich in militärkritischer und pazifistischer Absicht dem »Etappenmilitarismus« widmeten, also der Korruption und moralischen Verkommenheit der deutschen Besatzungsherrschaft in Belgien und Nordfrankreich. Ihre Autoren, Heinrich Wandt und Wilhelm Appens, waren – in unterschiedlichen Schattierungen – überzeugte Sozialisten, die beide auch im demokratischen Weimarer Staat Sanktionen bzw. offene Repression als Reaktion auf ihre Kritik erleiden mussten. Das Ziel der Analyse und Kontextualisierung ihrer Texte ist nicht etwa die Frage, inwieweit diese die Realität der deutschen Herrschaftspraxis in der Etappe authentisch wiedergaben. Dies muss der Forschung zur deutschen Okkupationspolitik in Belgien und Nordfrankreich vorbehalten bleiben, die nach langer Verzögerung nun an Dynamik gewinnt.⁶⁶ Im Zusammenhang der Leitfrage dieses Bandes ist vielmehr relevant, wie Appens und Wandt das abseits der Front gelegene Etappengebiet zu einem Ort besonderer Gewaltsamkeit konstruieren, während aus der zeitgenössischen Perspektive der Frontsoldaten gerade die Abwesenheit von Gewalt und Lebensgefahr die Besonderheit der Etappe ausmachten. Darin spiegelt sich wohl nicht zuletzt das Bemühen wider, der Frage nach der Verantwortung deutscher Soldaten für das Töten im Krieg durch Dethematisierung auszuweichen.

Abschließend sei kurz auf einige wichtige Aspekte des Themas hingewiesen, die in diesem Band nicht erörtert werden. Dazu zählt zum einen der Krieg in den deutschen Kolonien. Die dramatische Radikalisierung der Gewalt in den deutschen Kolonialkriegen des frühen 20. Jahrhunderts ist in den letzten Jahren intensiv diskutiert worden. Für den Weltkrieg ist dabei etwa an Deutsch-Ostafrika zu denken, wo eine zahlenmäßig eher geringe deutsche »Schutztruppe« unter Paul von Lettow-Vorbeck mit der Hilfe einer weitaus größeren Zahl indigener Träger und Soldaten bis 1918 gegen alliierte Truppen hinhaltenden Widerstand leistete. Der dafür nötige Guerillakrieg zerstörte die über Jahrzehnte etablierte koloniale Ordnung und setzte damit neue Gewalt frei.⁶⁷ Ein anderes Thema, das ich hier nicht berücksichtigen konnte, ist die langfristige

Perspektive der Medialisierung und Erinnerung des Ersten Weltkrieges, auch über das Jahr 1945 hinaus. Dafür waren neben Romanen und Gedichten auch Filme bereits in der Zwischenkriegszeit ein zunehmend wichtiges Medium, in dem die Praxis der Gewalt symbolisch verdichtet und gedeutet wurde.⁶⁸ Schließlich kommt in diesem Band auch die Geschlechtergeschichte der Gewalt nur ganz cursorisch zur Sprache. Dabei ist der Zusammenhang von Männlichkeitsbildern und Gewaltpraktiken in den letzten Jahren vermehrt in den Blick gekommen (vgl. Kap. 4). Für das deutsche Weltkriegsheer steht die Forschung hier aber, im Unterschied etwa zu Großbritannien, noch ganz am Anfang.⁶⁹

Wenn von 2014 bis 2018 an die hundertjährige Wiederkehr des Ersten Weltkrieges erinnert wird, geschieht dies in Deutschland – mehr noch als in jedem anderen Land – auch unter der Fragestellung, welchen Platz die Gewalt dieses Krieges in der von Gewalt geprägten Geschichte Europas bis 1945 hatte, als direkte soziale Praxis und in ihren politischen und kulturellen Nachwirkungen. Damit rückt eine Dimension des Krieges ins Blickfeld, die lange Zeit nur am Rande behandelt wurde. Zu ihrer systematischen Analyse einen Beitrag zu leisten, ist das Ziel dieses Bandes.